

Potsdam - Der evangelische Pastor

Der Stadtkern von Potsdam ist wie leergefegt. Nicht eine Menschenseele weit und breit. Enttäuschung in mir. Doch ehe ich darin versinken kann, nehme ich in der Ferne eine hell erleuchtete Kirche wahr. Fast renne ich da hin. „St. Nikolai“, lese ich mir gewichtig selber vor. Grad so, als würde mir allein schon die Nennung des Namens dieser Kirche, alle Türen zu einer trockenen Bleibe öffnen. Ihre Größe und Bauweise imponiert mir augenblicklich aufs Höchste. Klassizistischer Stil. Säulenkolonnaden nicht nur unter Kuppeldach und fenstergeschmückten Pilastern, sondern auch vor dem Eingangsbereich, mit großer Flügeltür in der Mitte. Diese wiederum von zwei kleineren Holztüren flankiert. So warm erleuchtet von innen her, strahlt mir diese Kirche. Zuversicht hebt mein Gemüt. Hoffnungsfroh trete ich ein. Ja, hier gab es Platz genug, für eine wie mich, so freute ich mich.

Die Menschen drinnen, befinden sich alle im Aufbruch. Offenbar ist hier soeben eine Feierstunde beendet worden. Auch darüber freute ich mich, so würde ich schneller zur Ruhe finden. Voller Vorfreude spreche ich einen Mann an, der eben dabei ist, Gerätschaften in einen Nebenraum zu tragen:

„Guten Abend! Können Sie mir helfen? Ich möchte gern in dieser Kirche übernachten ... Wer ist denn dafür zuständig?“

Der Mann strafft sich erstaunt, lächelt aber doch

dabei: „Ja, guten Abend! Nein, ich glaube, da kann ich Ihnen nicht helfen. Ich bin der Küster hier – niemand darf in der Kirche übernachten. Das erlaubt der Pastor nicht.“

„Wieso nicht? Die Kirche ist doch groß genug! Schon allein im Vorraum ist jede Menge Platz – und da gibt es doch sicher noch jede Menge Nebenräume, nicht wahr?!“

Der Küster rührt sich nicht, verharnt indes in seinem leicht amüsierten Lächeln.

„Hören Sie, viel Platz brauche ich ja nicht ... Können Sie den Pastor nicht trotzdem fragen? Ausnahmen bestätigen doch immer die Regel – es gießt doch grad in Strömen draußen.“

Diese Tatsache rührt den Küster an, bedacht lenkt er ein.

„Na gut, Sie können Pastor Fiedler selbst befragen – kommen Sie, ich bringe Sie hin.“

Schon läuft er los, mit mir auf die Empore hinauf, wo der Pastor sich eben von einer Dame verabschiedet. Der Küster bittet mich, zu warten. Eilt derweil auf den Pastor zu, spricht kurz mit ihm, winkt mich herüber. Der Pastor selbst – ein klein untersetzter Mann, etwa Ende fünfzig, in schwarzem Anzug steckend –, wirkt auf mich überaus distanziert, sodass sich alle meine Hoffnung augenblicklich in einen bodenlosen Abgrund senkt. Stockend nur bringe ich ihm mein Anliegen vor. Aufmerksam hört er hin, musternd dabei meine Silhouette betrachtend. Ein

kurzer Moment des Schweigens, bevor er sachlich antwortet:

„Nein, hier können sie nicht übernachten, aber Sie können heute Nacht in meinem Hause schlafen.“

Das trifft mich zutiefst, obgleich ich mir das nicht anmerken lasse, *„nicht in der Kirche ..., bei ihm im Hause schlafen? Wieso? Das war doch nicht das Gleiche! In seinem Hause würde ich mich als Bettler fühlen, hier in der Kirche als Freie ... Himmel! Mir ist nicht nach Menschen, geschweige denn nach Konversation. Nach Stille und Schlaf sehne ich mich!“* Doch war mir zugleich bewusst, dass mir alles Zetern nichts nutzte. Pater Fiedlers Angebot war das Einzige, das mir heute zur Wahl stand, mit Ausnahme der Möglichkeit auf einer Parkbank zu übernachten und damit eine Lungenentzündung zu riskieren. Und hatte ich mir nicht selbst vor Stunden aufrichtig das Versprechen gegeben, mich der Vorsehung hinzugeben? Folglich legte ich kein Veto ein, sondern gab ebenso spartanisch zurück: „Ja, ist gut, danke!“

Es dauert noch, bis der Pastor all seine Pflichten in der Kirche erledigt hat. Dann aber laufen wir gemeinsam den kurzen Weg zu seiner Wohnung. Wo dessen Frau schon mit dem Abendbrot auf ihn wartet.

Des Pastors Frau ist wenig erfreut. Unverhofft einen Gast im Hause zu empfangen, ist ihr heute gar nicht

recht, daraus macht sie keinen Hehl. Missmutigen Gesichtes reicht sie mir die Hand zum Gruß, bevor sie wortlos wieder verschwindet. Und ach, nur zu gut konnte ich sie verstehen. Mich hätte ebenso niemand begeistern können, an einem verregneten Sonntagabend einen mir fremden Menschen zu beherbergen. Aber ein Christ, so hatte ich gehört, hatte so zu handeln.

Den Pastor scheint der Unmut seiner Frau wenig zu stören. Zumindest ist ihm nichts anzumerken, während er mich in ein kleines Zimmer führt:

„Hier schläft sonst unsere Enkelin“, erklärt er kurz, „das Bett ist frisch bezogen und das Bad finden sie gleich nebenan. Wenn Sie fertig sind essen wir – in der Stube da, gleich neben der Küche.“

Ein schlichtes Heim ist es, in dem der Pastor mit seiner Frau wohnt. Siebziger Jahre Stil, die Einrichtung. Alles in intaktem Zustand. Penibel sauber. Und doch fehlt das Wohlsein. Kühl und eng ist es mir hier, obgleich die Wohnung von normaler Größe ist und ich doch gerade Zuwendung erfahre. Traurig ist mir hier zumute. Es fehlt mir Lebendigkeit an diesem Ort. Er ist äußerst still. Indes, ich liebe Stille, aber diese hier ertrage ich kaum. Ist mir absolut fremd. Kommt mir bedrückend vor. Tot, ohne dass ich ausmachen kann, wodurch.

Mechanisch lege ich im Bad meine nassen Sachen ab. Trockne – mit dem eigens für mich bereitgelegten Handtuch –, Körper und Haare, bevor ich wieder in

trockene Sachen schlüpfte. Auffällig langsam, bemerke ich. Nichts zieht mich an des Pastors Abendbrot-tisch. Sonderbar finde ich das. Sollte ich nicht Dankbarkeit empfinden, dem Pastor gegenüber?

„Ja, sicher, und doch fühle ich so nicht – da ist nur Beklemmung in mir, Herr.“

So trage ich das Unwohlsein mit in das Wohnzimmer, wo der Pastor und seine Frau schon auf mich warten. Auf Stühlen sitzend an einem hochgekurbelten Couchtisch. Den Tisch bedeckt ein schlichtes Abendmahl, bestehend aus Brot, Käse, Wurst und Tee. Äußerst still sitzen sie da. Bis ich auf dem mir links von dem Pastor angewiesenen Sitzplatz der Couch Platz nehme. Erst jetzt kommt wieder Bewegung in die beiden. Geräuschlos falten sie ihre Hände. Der Pastor spricht ein Tischgebet. So falte auch ich die Hände. Schlage dabei betreten die Augen nieder. Höre zu: „Komm, Herr Jesus, sei du unser Gast und segne, was du uns bescheret hast ... Amen.“

Wieso betet der Pastor so? Frage ich mich unterdessen und fühle mich zugleich peinlich berührt. Von der Aussage der gesprochenen Worte: „... Komm Herr ... und segne ...“?! Für mich war alles, was auf Erden ist, ohnehin von Gott gesegnet. Allein schon durch dessen Existenz auf Erden, wie eben auch dieses Brot, auf dem Tisch vor mir. Wenn ich meines Glaubensbekenntnisses demnach daran glaube, dass es nichts außerhalb Gottes gibt, was eigenständig

Erschaffen kann, wie komme ich da überhaupt auf den Gedanken, dass irgendetwas nicht von Gott gewollt, geliebt oder eben gesegnet sein kann? Und war nicht das letztlich grundlegend der Fokus aller Lehre eines Herrn namens Jesus Christus, dessen Anhänger diese zwei Menschen hier waren?

Kaum zu Ende gedacht, fühlte ich augenblicklich Mitleid mit den beiden. Es fehlte ihnen offenbar an Gottvertrauen, „sonst könnten sie eine solche Bitte nicht vortragen ... Aber die Worte passen perfekt zu der Grundschiwung hier: hoffnungslos freudlos!“

Kaum war das Gebet beendet, hinterfragte der Pastor mich, hingegen seine Frau weiterhin wortlos blieb. Wo ich herkomme, will er wissen und wohin ich will. Kurz erzähle ich meine Geschichte. Doch mit jedem weiteren Wort, das ich spreche, sinkt die Stimmung im Raum nur noch tiefer. Wird der Pastor zusehends distanzierter.

Die Frau verlässt uns bald, zieht sich mit einem: „Alles Gute für Sie!“, zurück. Und eben ist sie weg, da hebt der Pastor an, mir heftig zu predigen. Dazu in dem Tenor, wie ich ihn absolut nicht mag: Oberlehrermanier! Jene Manier, die für ihr Gegenüber nur Unverständnis übrig hat, weil sie anders geschult und gelenkt ist. Doch anstatt nunmehr, um des Friedens willen, um dieses fehlende Verständnis zu ringen, wählt das Wesen eines Oberlehrers den bequemeren Weg. Zelebriert latent nur das Register vermeintlich belegbaren Fachwissens und bezichtigt

somit einen jeden Menschen außerhalb des eigenen Normverständnisses, von vornherein schon des Irrtums. Mindestens. Nicht selten, schlägt es härter aus. Zumal mit Vorliebe da, wo Glaubensfragen den Focus trimmen. Da wird doch einer recht bald und vorschnell gern als irre oder fanatisch ausgewiesen, sobald er auch nur den geringsten Ansatz zeigt, seinen Glauben nunmehr in die Tat umzusetzen.

Des Pastors Wissensregister bestand derweil aus ausgewählten Bibelzitat, die er allesamt zur Bekräftigung der Gesamtaussage seines Urteils über mich – „auf ganz falschem Wege“ zu sein –, einsetzte. Und nur zu gern wollte ich ihm all diese Auslegungen stehen lassen, ich suchte nie das Streitgespräch. Zudem war ich müde, sehnte mich nach Schlaf. Doch dann zweifelte er mir die Präsenz des Heiligen Geistes in einer jeden Menschenseele an, und das konnte ich nun wahrlich nicht stehen lassen.

„Wenn Gott einen Auftrag erteilt, dann sendet er seine Jünger immer zu zweit los – nie einen allein!“

Warf mir der Pastor blasiert hin, um mir die Unechtheit meines Auszuges zu beweisen.

„Nein, das ist nicht korrekt!“, fahre ich auf, „was ist mit Abraham oder Jakob, aus dem am Ende Israel wurde, Moses und noch so vielen anderen? ...“

„Ja, ja, das ist Altes Testament!“, fährt mir der Pastor dazwischen. „Das ist überholt! Es bleibt dabei: Gottes Sohn, Jesus, sandte seine Jünger immer zu zweit aus.“

„Und wenn schon! Ja richtig, der Sohn tat das – der Vater aber nicht! Und nur um dessen Willen geht es mir. Wenn der Vater zu seinem Menschen spricht – durch einen Engel zum Beispiel, wie zu Maria, der Mutter Jesu in Lukas 1, 28 – oder durch den Heiligen Geist direkt mittels Eingabe in das Herz oder Bewusstsein eines Menschen, wie zu Hananias in der Apostelgeschichte 9, 11 – dann spricht er ihn stets ganz persönlich an. Sendet ihn folglich ausschließlich als Einzelnen! Und keine Macht der Welt könnte dann je die entsprechende Auftrags Erfüllung dazu verhindern. Es gibt nun einmal keine Macht auf Erden, die größer wäre als Gott der ewige Vater selbst. Auch nicht eine sogenannte dunkle Macht, von Ihnen gerade Satan benannt. Denn wäre dem so, könnten wir Gott wohl kaum allmächtig nennen. Und das wiederum, wäre dann auch richtig so, denn dann wäre er auch nicht der Allmächtige ...“

Dieser Ton missfiel dem Pastor offenbar, postwendend griff er mich jetzt persönlich an: „Was reden Sie da eigentlich so gescheit daher. Woher wollen Sie das alles wissen? Haben Sie ein Theologiestudium absolviert oder hat Ihnen jemand das Bibellesen beigebracht?“

„Nein!“, gebe ich schmunzelnd zurück. „Wozu auch? Mich hat ja kein Geringerer als der Heilige Geist persönlich gelehrt ... Sehen Sie, Herr Fiedler, selbst das steht geschrieben: ‚Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen, nur einer ist euer Lehrer,“

Christus‘ (Matthäus 23,10) und ‚Der Wind weht wie und von wo er will ... so ist es mit jedem, der aus dem Geist geboren ist‘ (Johannes 3,8). Kein Mensch auf Erden – schon gleich keiner, der sich selber weise nennt – wird also je den Platz dieses unfassbar allmächtig weisen Geist Gottes erfassen, geschweige denn, einnehmen können. Und wissen Sie was? Darüber bin ich auch sehr froh!“

Betretenes Schweigen, eine kurze Weile lang. Dann ist es wieder der Pastor, der die Fortführung übernimmt. Weicher jetzt, offener, wie mir scheint: „Und jetzt? Wo wollen Sie hin? Wie soll es weiter gehen? Haben Sie darüber schon zum Himmel gefleht? Gott darum gebeten Ihnen den weiteren Weg zu zeigen?“

„Nein“, muss ich hier gestehen, und schäme mich gleichzeitig dafür, „auf diesen Gedanken bin ich nicht gekommen.“

„Dann sollten Sie das schnellstens tun! ... Und jetzt lassen Sie uns schlafen gehen – es ist spät.“

„Ja, Sie haben recht. Also dann: gute Nacht!“

Hastig erheben wir uns, fast gleichzeitig. Ein letztes höfliches Lächeln uns schenkend, bevor wir uns trennen.

Anschließend noch über irgendetwas nachzudenken, war ich nicht imstande. Auch nicht zu beten. Kaum im Bett liegend, falle ich schon ins Bodenlose.

Traumlos schlafe ich durch, bis zum Morgen. An dem werde ich um sechs Uhr in der Frühe wach. Springe sogleich aus dem Bett, ziehe die Bettwäsche ab, falte sie zusammen, greife unversehens nach dem Rucksack, um mich ungesehen aus des Pastors Wohnung zu stehlen. Doch da habe ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nicht mit dem Pastor selbst gerechnet, der da Brote schmierend in der Küche steht. Mit einem sachlichen „Guten Morgen – die Brote nehmen sie besser mit, der Tag ist noch lang!“, begrüßt er mich.

„Danke!“, gebe ich irritiert zurück, „auch dafür, dass ich hier schlafen durfte.“

Und zugleich wundere ich mich: *„Wie sehr kalt in mir doch alles ist, wie wenig von Herzen mein Danken ...“*

Wir trinken noch einen Tee zusammen. Indes nicht wie Freunde, sondern wie Menschen, die das Schicksal ungewollt zusammengeführt hat. Die hier einzig ihre Pflichten erfüllen: „Bitte!“, „Danke!“, „Auf Wiedersehen!“ Kaum offen für den Anderen, ihn nicht wahrnehmend. Distanziert, unterkühlt, lieblos, hochmütig, achtungslos. Letztlich der eine wie der andere wartend, auf die Erlösung aus einer unliebsamen Situation.

Nein, angenehm war das nicht. Und doch, es gelang mir nicht anders. Nur weg von hier, zog es mich.

Wieso der Pastor darauf wartete, von mir erlöst zu sein, blieb mir verborgen. Warum ich wartete, von

ihm erlöst zu sein, indes nicht: War ich doch zutiefst beleidigt, dass mir hier mein Vorsehungsglaube abgesprochen wurde. Stattdessen Aberglaube unterstellt. Für mein Verständnis wurde damit der Schöpfer bezichtigt, keinen allumfassenden Geist zu besitzen. Bzw. ihm aberkannt, daselbst alleiniger und somit allmächtiger Weltgeist zu sein. Nicht in der Lage, alles verirrte oder tote Dasein eines Menschen, in sein getreues Gegenteil – in pure Lebendigkeit –, zu verwandeln. Nach des Pastors Auffassung wäre demnach das Seinsprinzip Gottes kein Liebendes, sondern ein willkürlich-chaotisch-despotisches. Eines, welches kleine Geschöpfe wie ihn und mich gern zum Narren hält. Eine derartige Weltsicht vehement zu vertreten, empfand ich beleidigend gegenüber Gott. Als zutiefst pietätlos. Kein Wunder. Denn meine Erfahrungen waren anderer Natur. Alles, was mir je widerfuhr in meinem Leben, führte mich stets nur weiter heraus aus einem einst frustrierenden Kreislauf unerfüllten Alltagsgeschehens. Doch dieses Erlösungswerk offenen Herzens zu sehen, bedarf es des Mutes, sich von aller Theorie zu lösen.

Endlich aber ist auch dieses Warten vorbei. Geleitet mich der Pastor vor die Tür. Beim Abschied wiederholt er eindringlich seine letzten Worte vom Vorabend: „Bitten Sie Gott, Ihnen den Weg zu zeigen!“

„Ja, das werde ich tun!“ Bestätige ich resolut, mir

dabei im Innern klar bewusst, dass ich soeben die Wahrheit gesagt hatte. Ja, das war mein nächster Auftrag!

So geschieht es mir oft mit Menschen. Mein Umgang mit ihnen ist stets verhalten. Deren Gesinnungen lehne ich oft ab, vertraue ihnen in keiner Weise. Immer aber sorgt die Schöpfung selbst dafür, dass ich des Einzelnen Worte an mich dennoch prüfe und letztlich exakt zu unterscheiden weiß, was anzunehmen ist, und was nicht. Von Gott her wurde mir die Gnade verliehen, stets genau zu wissen, wann ein gesprochenes oder geschriebenes Wort göttlich-erlösenden Ursprungs ist und wann nicht. Reines Menschenwort lehne ich ab. Erkenne ich eine Rede als eine vom Heiligen Geist durchwirkt, so verschwindet der sie aussprechende Mund mir vollkommen dahinter. Vergesse ich die Person, bzw. deren Empfindlichkeiten darin. Mache mich allein mit dem Wort davon – zu schauen, wie es sich umsetzen würde.

So auch hier, in der Begegnung mit dem Pastor.